

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Zum Gedächtnis Adolf Freys
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Gedächtnis Adolf Freys.

Rede, gehalten am 6. März 1920, in der Tonhalle zu Zürich
von Gottfried Bohnenblust.

Uebers Johr, wenns Fäld Gang nüd uf mis Grab,
Wider Blueme treit, Chum nüd zu mim Stei!
Bin i wit und furt Mach dr 's Härz nüd schwär,
I dr Ewigkeit. Glaub mer's: I bi hei.

Adolf Frey.

Scharf geht der Wind, und stille sind die Toten. „Ehret und opfert! Denn unser sind viele!“ So läßt der Dichter ihren stummen Chor rauschen. Und wir ehren sie, nicht allein weil ihrer viele sind, sondern weil sie dauern. In uns, für uns, über uns bleiben sie: als die Toten, und siehe, sie leben.

Am 2. Januar 1876 stand Joseph Viktor Widmann an der Gruft des Volks- erzählers Jakob Frey und sprach:

Er lebt! Und darum soll die Klage schweigen. Vollbringen wir die letzte, schöne Pflicht: Legt auf den Sarg den Kranz von Lorbeerzweigen.

Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht.

Damals sah der Freund des Vaters zum erstenmal den Sohn, der beider Eltern poetische Erfüllung geworden ist. Das Bild des Vaters hat ihn begleitet. Und fragten die andern, wie ratlos er nun dastehe, so klang in seinem Innern des Vaters Stimme:

Die Hand reich nur dem eignen Mut!
Wer stürzen soll, den hält kein Rat der andern.
Einsam muß jeder nach dem Glücke wandern.

Und ob diesem Entschluß erwacht des Toten Antlitz:

Da gieß der Sterne seliges Geleucht
In die versteinten Augen Glanz und Milde.

So hat der Tod Adolf Frey durchs Leben begleitet. Wo knarrt nicht sein Schritt und sein Griff, wo heult nicht sein hohles Lachen? Aber er selber weist den Dichter ins Leben. Er sieht nicht wie in Kellers herrlichen Stanzan auf seinem Felsen, „verlassen, einsam, tränenschwer, wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen, laut jubelnd wieder in die See gegangen“. Er selbst ist überall im Leben zu Hause, zeigt Blüten, Garben und Herdesflammen. Der Tod lehrt leben.

Blick nicht auf mich, und blicke nicht zurück!
Du hast die Kunst, was jammerst du nach Glück?

Ein Mannesherz steht über seinem Leid
Und bricht nur mir allein und nicht der Zeit.

Am 14. Februar 1920 haben Freunde am Sarg des Sohnes wie einst des Vaters gestanden. Über ehe sich leise und ehrerbietig die Feuerpforten vor dem Dichter auftaten, ward sein Leben durch das Amt, das die Versöhnung predigt, in das Licht der Ewigkeit gerückt, und über Adolf Frey ward das schöne Wort gesprochen: Er ist ein wesentlicher Mensch gewesen. Dann fuhr er hin, allem Gram und Groll und Harm entrückt, und auch der Tritt des Todes war eine kleine Weile nicht mehr zu hören.

Wie reich ist dieses Leben gewesen! Wäre es ärmer, so kennten es mehr Menschen, und es wäre gerechter gewürdig und tiefer geliebt. So mag man in schweren Büchern über Dichtung und Dichter der Zeit vergeblich nach diesem echten Namen suchen, während so viel Gips dasteht, wo Marmor stehen könnte und sollte. Das ist nicht rühmlich und ist nicht leicht zu tragen. Aber es ist nicht das Letzte. Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten. Und der Dichter selbst hat dankbar sein Los gepriesen:

Ich ging im Staub. Da flammten Königsterzen
Am Weg. Heil mir, daß Königsterzen lohnen
Auf meiner Lebensfahrt in Freundesherzen.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die sich an Heinrich Leutholds Bahre trafen, fanden sich noch lieber auf dem Wege dieses Lebendigen. Er ist in ihrem Lichte groß geworden; aber er hat sich nicht an sie verloren. Er lernte von ihnen; aber er ahmte sie nicht nach. Er ist die lebendige, wortwörtliche Erfüllung der Erkenntnis Gottfried Kellers:

Willst du, o Herz, ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn.
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen.

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen.

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen.
Kannst du dein Ich nur fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Als Adolf Frey zweiundzwanzig Jahre
zählte, würdigte Conrad Ferdinand Meyer
öffentliche die Lieder eines Freiharfbuben,
stellte die entschiedene Begabung des jungen
Talentes fest und fragte: „Wird er
gegen sich selbst strenge sein? Wird er zu
seinem Kerne durchdringen?“

Die Antwort auf diese Frage ist lange
genug erdauert. Sie kann nur lauten:
Ja, es ist geschehen.

I.

Wir feiern heute vorab den Poeten.
Aber der Dichter lebt im Grunde von
allem, was Adolf Frey geschaffen. Ge-
rade die unsichtbare, doch fühlbare Einheit
seines Lebensertrages ist ein Kunstwerk.
Der Wert der Werke und der Wert des
Werkes ist im Kampf geworden, im Kampf
erprobt, im Kampf bewährt.

Aus eigener Kraft schöppte seine Lehre
ihre unmittelbare Macht; davon zeugen
seine Schüler, seine Jünger, seine Ver-
ehrer, die sich vor fünf Jahren schon hier
mit beredtem Lob um ihn scharten, die in
seinem Geiste wirken, und die ihm zum
65. Geburtstag die aufrichtige und ener-
gische Ehrung des Adolf Frey-Buches zu-
gedacht hatten.

Aus seinem schöpferischen Vermögen
floß auch die sichere und fruchtbare
Kritik, die er namentlich früher gern
pflegte. Er urteilte gerecht, streng, ge-
wissenhaft und war in allem, was er wirk-
lich kannte, ein Richter ersten Ranges.
Meyers Wort gilt über den besondern An-
laß hinaus: „Frey sagt natürlich lieber
etwas Angenehmes als das Gegenteil;
aber ich habe ihn immer wahr ge-
funden.“

Nur der Dichter konnte die unver-
gleichliche Biographie seines großen
Freundes von Kilchberg schreiben, dar-
stellend und erzählend, jede Seite nach

Kräften und kräftig mit Tatsachen füllend.
Die reale Welt und sichere Vorgänge will
er schildern; aber alles ist Wahl, alles Be-
deutung. Wie die klassischen Gedichte Con-
rad Ferdinand Meyers tieferes und
stärkeres Gleichnis sind als der ganze Sy-
stemsymbolismus zusammengenommen,
gewinnt hier die Gestalt selber ihr ge-
schichtliches Gewicht: wer so klar geschaut
ist, offenbart damit auch, was er ererbt,
und was er vererbt hat. Frey hat nicht als
Forscher phantasiert, er ist gegen Phrasen
von beispiellose Strenge gewesen, sich
und andern gegenüber. Er schenkte sich
nichts; er baute von unten, nicht vom Dach
aus. Vom sichern Texte ging er aus, sam-
melte und erklärte unermüdlich Briefe,
jugendliche und selbst unvollendete Dicht-
ungen; er lernte mit vorbildlicher Un-
befangenheit bis zuletzt. Er schien das alte
Wort Solons umzuführen: „Ich bleibe
jung, indem ich immer lerne.“ Dann
ward alles Unwesentliche verworfen, und
das Wesentliche fügte sich zum Bilde. Da
fand alles seine Stelle, alles ward ge-
adelt im lebendigen Zusammenhang: die
Wirklichkeit verdichtete sich zur Wahrheit.

Die Deutung des Dichters durch den
Dichter gibt auch den Erinnerungen an
Gottfried Keller ihren unersehbaren und un-
ersehbaren Wert. Meyer wußte, warum
er das Buch sehr hoch stellte. Es ist „treu,
liebevoll, endgültig“, wie die früheren über
Haller und Salis; aber hier trat zu der
innern Verwandtschaft die persönliche An-
schauung, die aus Verehrung wachsende
Freundschaft. So ist es auch in den
„Schweizerdichtern“ Adolf Freys, als er-
höbe sich an dem hohen Tisch einer aus
dem Kreise und stelle dem Volke seine
Festgenossen vor. Das Jahrtausend unsrer
Dichtung wird zur kurzen, reichen Stunde;
Bild ersteht neben Bild, und die ganze
Schar, eigen und sich doch verbunden und
verpflichtet, bildet unsere lebendige Ge-
schichte des Geistes.

Auch wenn Frey über Lessing spricht,
redet der Dichter über den Dichter. Wohl
will er den Laokoon erläutern helfen; aber
am liebsten geht er der verborgenen
Kunstform des vielfach so veralteten und
zugleich so erstaunlich jungen Werkes nach.
Nicht nur was da gesagt wird, reizt
diesen seltenen Lessingforscher, sondern

wie es geformt ist. Da sieht der Leser das Recht des Novalis ein, der die Einheit des Dichters und Denkers als das Natürliche und unsere Scheidung der beiden als Zerfall der lebendigen Kräfte empfand. Und hier lernen wir, was für Adolf Frey Geschichte war: nicht die Beziehung statt der Gestalt, nicht die Reihe vor dem Glied, sondern das Zusammen schauen der Gestalten, in denen allein uns das Leben gegeben ist, und die höhere Anschauung ihrer Einheit. Das ist der platonische Weg, der von den Bildern zum Urbild führt. Adolf Frey geht ihn gerade so weit, daß er die Ueberschau über die Lebendigen nicht verliert, um im einen Leben aufzugehen.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernstes Spieles!
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Das sind die vollen Garben, die Adolf Frey vom Feld der Arbeit heimgebracht. Und nicht genug: sein Herz ist auch bei den Malern immer zünftig geblieben, wie er es von Keller sagt. Er zeichnete das Bild der Bildner so gern, wie die Bildner sein Bild malten. Mit vollkommener Unbesangenheit allem Wandel der Mode gegenüber schildert er Böcklin, Koller, Welti, Hodler. Von diesem Buche weg, im Würdigsten beschäftigt, ist er unters Messer der Aerzte gegangen, nachdem er tags zuvor seine erschütternde Rede zu Kellers Geburtstag gehalten. Mit hingebender Treue hat er die Männer und Künstler in sich aufgenommen, die Typen erschaut, den Gehalt erfaßt: wie sie gestaltet und gebildet waren, wie sie gestalteten und bildeten. Es waren ihm keine Allotria, die Nachbar künste zu verstehen, ein schöpferisches Vermögen nach und in dem andern zu begreifen. Denn eins wirkt und lebt im andern, und die Grenzen werden so samt der letzten Einheit offenbar.

Dieser Reichtum ist schon erstaunlich. Meyer beneidete Keller um Muße und Muse, als dieser seine Bürde los war: dabei war er immer frei, wie Spitteler doch seit seinem 47. Jahre. Adolf Frey hat schwer gearbeitet; aber auch von ihm gilt die Antwort des Förschers an den Tod: Die Müh war schwer, doch meine Wonne rein, Und was ich schuf, wird lange noch gedeihn.

II.

Über wir stehen erst an der Grenze, die Adolf Frey besondere Kunst umschließt. Dieser Deuter ist vor allem Dichter gewesen. Es ist wohl schön und notwendig, Geschichte zu sehen, schöner aber und notwendiger, Geschichte zu sein. Volle Rechenschaft kann davon diese halbe Stunde nicht geben; aber wer Tal und Wald und Farn seines Landes aus der Höhe sieht, bedarf nur eines Augenblicks, zu staunen, zu genießen und zu danken.

Dringen wir von den Marken allmählich ins Innerste vor. Adolf Frey hat, der Kunst seines Vaters und seiner großen Freunde folgend, als Dichter Geschichte erzählt. Der Aargauer hat den Roman der stadtbernerischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts und den Zürcher Roman der liberalen Regeneration geschrieben: es ist zugleich das Schicksal des männlichen Weibes und des weiblich-weibischen Mannes. Weder die Jungfer von Wattwil noch Bernhard Hirzel sind unpsychologisch; aber sie psychologisieren nicht. Der Dichter stellt dar, Gestalten tragen die Bewegung, die Gebärde ist Ausdruck, nicht Maske. Sie sagen nicht, was sie tun oder möchten; sie handeln, wie sie müssen. Der Kenner Lessings bewährt sich. Tatsächliches füllt die Seiten, und den Ernst des Förschers hat auch hier keine Mühe gebleicht, keine Menschenfurcht und Menschenkenntnis gehemmt. Er verließ sich darauf, aus dem Festgeläute werde jeder seine Glocke wieder hören: in seliger Haft vollkommener Harmonie. Die Anschaulichkeit der Gestalten und der Welt, in der sie handeln, ist groß, die Sprachkunst ungewöhnlich, die Kontrapunktik der Menschen und Schicksale ganz bedeutend. Aus den ersten Bewegungen zwingt der Dichter, das Schicksal zu ahnen. Was fehlt, ist der leichte Strom; und Meyers Bedenken wegen der „Fülle“ ist derart kompensiert, daß wir zuweilen statt des Flammenübermaßes lieber im farbigen Abglanz das Leben haben möchten.

Auch Freys Dramatik beweist, daß er vor allem Lyriker war: so bildhaft, so poetisch, so lieddurchdrungen sind vor allem seine Bundes- und Zürcher Festspiele. Andern wird die Dichtung zur Gelegenheit, ihm wird noch die Gelegenheit

zur Dichtung. Was sich über die vier Fakultäten Böses sagen lässt, sagt Mephistopheles; aber das ist nicht alles. Freys Festkantate zur Einweihung der Zürcher Hochschule ist der Kellerschen von 1883 gewachsen. Das bedeutet viel. Seine sinnende Mühsal, die ihm doch auch zum Jungbrunn der Seele geworden, verlärt er hier:

In stillen Sälen stehn Altäre,
Auf ihnen leuchten stille Flammen,
Vom Dunst des Tages nicht getrübt,
Vom wilden Hauch der Zeiten nicht gebogen.
Und wenn die Kraft der Hüter bricht,
Die Flammen steigen über Gräften
Und Wschentrügen still und stät,
Der Heimstatt ewigen Lichts entgegen,
Von unversiegter Glut genährt.

Kann das Wesen akademischen Lebens schöner gefasst und gesehen werden, als es da Zwingli tut:

O Seelenabsal, zu erlauschen,
Was von der fundigen Lippe flingt,
Und reges Widerwort zu tauschen,
Das rastlos an die Wurzel dringt!
Und daß ich, wenn ich mich zur Quelle böge,
Die lautre Wahrheit in den Busen söge.

Und so geloben sich die Jungen ewige Jugend:

Und dräuen Dämonen
Und Nöte der Welt,
Uns schimmert das Kleinod,
Das die Seele erhellt:
Wir fahren mit Geistern,
Wir dienen dem Geist,
Der aus Dornen und Drangsal
Zu den Sternen uns reiht.

Adolf Frey ist im tiefsten Lyriker. Es ist eine alte, bedeutende Gesellschaft, in die er, würdiger Erbe und eigener Herr, eingetreten ist. Mit Ratpert und Notker von St. Gallen hat sich die Lyrik unseres Landes vor mehr denn tausend Jahren begründet; allmählich geht der lateinische Gesang in althochdeutschen über. Der Graf Rudolf von Neuenburg singt zuerst provenzalische Weisen, Ulrich von Singenberg ist schon Schüler Walthers von der Vogelweide, und der Schar ritterlicher Minnesänger folgen die Bürger und Bauern. Bald nach Hadlaub schallen die ersten Lieder von den Taten der alten Eidgenossen; das lehrhafte Jahrhundert wird vom gelehrt abgelöst; und wenn Zwingli

kein schweizerischer Luther war, so doch Simler ein Schweizer Opiz und Grob ein Schweizer Vogau. Albrecht von Haller leitet nach Goethes Urteil die deutsche nationale Dichtung ein; und von hier an ist auch die Geschichte für Adolf Frey unmittelbar lebendig. Hallers gedrungene Kraft steh ihm so nahe wie die sanfte Sehnsucht des Johann Gaudenz von Salis: beider Wesen hat er erfaßt und geprägt.

Aber auch die mundartliche Dichtung, die zu Ende des 18. Jahrhunderts bei uns zur bewußt gesonderten Poesie geworden, hat Frey nicht nur verstanden; sie ist ihm mit dem alten Volkslied von früh auf vertraut gewesen, und er hat sie mit und vor Meinrad Lienert zur vollen künstlerischen Höhe gebracht. Conrad Ferdinand Meyer ist angesichts dieser Schweizerlieder erst wegen ihrer Einfachheit verblüfft gewesen; dann meinte er, es wäre im Grunde wohl möglich, daß diese „Liedli“ in ihrer Art ganz vorzüglich seien. Ja, das ist nicht nur im Grunde möglich, sondern es ist wirklich so. Adolf Frey überschreitet die innern Grenzen des mundartlichen Liedes nirgends. Meinrad Lienert lehrt, daß er sie nicht einmal vollkommen erschöpft; er gibt nur, was so, in der eigentlichen Muttersprache, an Urlauten aus dem einzelnen Herzen quillt. So wenig als die besten Lieder von Kuhn, Wyß, Lienert und Jacob Burckhardt kann man diese feinen Gebilde von rührendster und wahrhafter Ehrlichkeit irgendwie übersetzen.

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe,
Denn drüdt's mi nümme, was uf Aerde goht,
Denn schloft au 's Härtz, wo eus im Läbe
So Unmues macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege
Und zu mim Hei durs finster Dörfli us,
Wo mini Liebe zäme sithe
Und uf em Bänkli singe vor em Hus.

Denn möcht i um en Egge schliche
Und hinderm Brunne-n-i der Nöchi stoh
Und stoh und lose, was si singe,
Und lisli wider a mis Plätzli goh.

Aber Frey geht seinen Weg weiter. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bot ihm außer dem Volkslied nichts: bis auf Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Meyer meinte, Frey habe eher an Keller als ihn angeknüpft („oder nicht?“ fragt er ganz meyersch); zugleich erkennt er in ihm die Verwandtschaft mit sich, und endlich findet er es „merkwürdig, wie tief Adolf in Volk und Volkslied wurzelt“. Damit ist alles gesagt; denn diese Elemente, vordem nirgends verbunden, haben einen originalen Komplex ergeben, mit Goethe zu reden. Derselbe Goethe sprach ja einmal das Rätselwort, die höchste Lyrik sei entschieden historisch. Das sagte der Größte, dessen Lyrik zugleich höchst persönlich war.

Adolf Frey hat der Individualität den höchsten Preis zugesprochen; aber dem atomisierenden Individualismus hat er nie irgendwelchen Fuß Erde abgetreten. Sappho hatte es ihm angetan, Solon schreitet durch seine Verse, Minnesang und Volkslied flingen an, Haller, Gekner, Keller und Meyer sind fühlbar nahe. Das ist sein Wesen, es verträgt sich mit dem Atem seiner Seele. Es ist selbständige Kraft, die Kräfte der Geschichte in sich zu erhalten und zu verbinden; es ist Schwäche, ihnen auszuweichen, um ihnen nicht zu verfallen. Modern ist Frey auch in der Lyrik nie gewesen; aber wie vieles hat er erst modern und bald darauf modernd gesehen! Nicht den Sturm der Prärien, nicht die Kunst der Inder, Indianer und Japaner hat er gekannt und gekonnt. Wozu auch? Die Macht der Berge und der Blütenhauch des Tals leben in seinen Gesichten und Gedichten. Scharf ist sein Auge, warm sein Herz. Wie sagte der fluge Herzog de la Rochefoucauld: „Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixement.“ Eben das liebt Adolf Frey. Unerbittlich zeichnet, unersättlich sieht er die Welt, Sonne und Tod; und zu aller-tieft singt Melancholie von altem Glück und alter Zeit.

Gottfried Keller hat eine festliche Tat in dem Buche des Dreißigjährigen gesehen, Karl Stauffer hat es gerühmt, Conrad Ferdinand Meyer fand mannigfaltigen Klang und Farbe darin, „vom eisernen Tritt bis zur größten Anmut, von der Bödlinischen Landschaft bis zur Holländerei, wenn hier die Frau nicht ein bißchen geholfen hat“. Wahrheit vorerst, dann Glanz und Stärke fand in Adolf

Freys Gedichten der Mann, der uns selber das bisher vollendetste und reichste lyrische Kunstwerk geschenkt. Dem Tode hat sie der Dichter abgerungen: und siehe, sie leben.

Langsam sind die Lieder geworden und hervorgetreten, langsam gehen sie ein. Langsam wird man auch inne, wie groß die Zahl der ursprünglichen Bilder und Einfälle ist. Wer das Gewicht des Ganzen empfunden, wird erst alles einzelne entdecken, was da gefunden und erfunden ist, und was edle Sicherheit, optische und musikalische Mittel reich beherrschend unaufhaltsam ausgestaltet hat. Es ist rührend, daß sich am Ende all diese Künstlertugend in den Blumenritornellen vereint, wie Spitteler einst von den Schmetterlingen ausgegangen war. Winzig an Zahl und Zeilen, ist das Büchlein gewichtiger als mancher lyrische Wälzer.

Sternglanz und Duft der Nachtviolen:
Die müde Brust fühlt Heimwehschauer,
Die Träume gehn auf unhörsamen Sohlen.

Adolf Frey ist Schweizer im schönen Vollsinn des Wortes gewesen. Bleibende Vaterlandslieder hat er geschaffen; die Wnen sind ihm gegenwärtig. Nicht flagend ruft sie der Dichter aus der Gruft: ermannend röhren sie des Entels Hand. Nirgends wird gepoltert, nirgends geprahlt; aber nichts wird vergessen und verleugnet, was uns im Erbe unserer Jahrhunderte gegeben ist.

Und der Männer Werke sind mit dem Licht der Matten, mit der Felsenacht in eins gewoben. Der Mensch bleibt im Grunde Natur, diese Natur, und er erfährt Natur; das ist dem Poeten eines. Brandolf von Stein wirkt auf uns wie die stolzen und treuen Berge, die in ihm leben und angesichts derer er gelebt hat und unerschüttert stirbt.

Laßt euch nicht den guten Mut verderben,
Muß ich gleich von Henkershänden sterben!
Einen andern Hauptmann sollt ihr wählen,
Meine Seele aber Gott befehlen
Vor der Feste Yverdun.

Aber der Blick wandert hinaus. Griechische Sage, römische Geschichte, deutsches Mittelalter, Zeitgeschichte: all das ist ihm möglich, wenn es reich und reif ist; nichts ist nötig, nur weil es eben andere tun oder für nötig halten. Die Kraft ist

seine Freude, erscheine sie in Solon, Savonarola oder Friedrich dem Großen; aber überall ist sie Opfer, und nirgends wird die Macht als solche angebetet. Geist und Güte, Mut und Frauenhuld sind seine Götter. Und Liebe singt er bis zuletzt am liebsten. Der Dichter, dessen Gedicht ganz Gesicht und ganz Gewicht geschienen, schafft Lieder, wie sie vor ihm bei uns nur Leuthold und seltener Dramor gesungen; im großen deutschen Sprachbereich müssen wir an die echtesten Namen denken; zur Würdigung, nicht zum Vergleich. Denn auch die einfache Vollendung dieser Lieder kann sich nur mit sich selbst vergleichen. Diese Lyrik Adolf Freys gleicht dem Leuchter Mörikes:

Wie reizend alles! Lachend und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form.
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Diese Lieder der Liebe und des Leides sind das Vollkommenste, was Adolf Frey geschaffen hat. Niemand hätte es zu erschätzen. In ihnen steht er ganz vor uns; sie sind das Eigenste, was ihm allein gehört.

Breite, Nachtigall, die Flügel
Fernher über Hang und Hügel,
Und mein Vaterland entlang
Ströme seligen Gesang!

Komm, beseele unsre Wälder!
Schluchze über Furt und Felder!
Schauernd trinkt das Nachtgesind,
Wenn dein tiefes Lied erquillt.

Deine Stimmen zucken, zünden
Aus den Wäldern, aus den Gründen,
Und wer in die Nächte lauscht,
Atmet wundersam berauscht.

Unsre Seelen werden reicher,
Unsre Lieder tiefer, weicher.
Klingende Nachteinsamkeit
Löst das Lied und löst das Leid.

Die Penaten haben das Haus Adolf Freys verlassen, voran auch bei ihm das Leid der Erde, verschlungen mit der Freude Traumgestalt. Auch der Gedanke hat zu ihnen gehört, er aber ganz in die Phantasie verschlungen. So schweifte er durch die weiten Reiche des Wahren und des

Unergründlichen. Auch hier hatte seine scharfe Bescheidung etwas entschlossenes Entzagendes und Werktwilliges zugleich. Von dem dunkeln Grunde des Todesbewußtseins hob sich sein Mut samt seiner Güte ab.

Adolf Frey ist nicht nach Goethes Wort im Alter Mystiker geworden. Er hat auf der Linie des Lebensgefühls und der Erkenntnis dauernd und überzeugt gestanden, die der deutsche Humanismus auch für sich gefunden hatte, und die ihn mit dem tiefsten menschlichen Gehalt aller Zeiten still verband. Keller hat ihn menschlich, Meyer künstlerisch am stärksten bestimmt, und zu tiefst sang des Volkes Weise. Wer so unmittelbar entlegene Enden verband, weil ihm ihr Wesen eines war, konnte auch an den letzten Pforten nicht vorübergehen, fand auch dort seine „selige Stunde“:

Mein Pfad war verschüttet, erloschen mein Stern.

Da lohte aus Schatten der Engel des Herrn.
Aufglomm unter seinen Fersen der Grund.
Sein Auge war Feuer und Flamme sein Mund,
Sein Gewand von Funken ein zuckender Guß.
Mich ergriff seine Hand, mich brannte sein Kuß
Ins tiefste Herz, daß es drängte und schwoll
Und sehnend und selig überquoll.

* * *

Dieses Herz hat aufgehört zu schlagen. Der Dichter schläft, vergessen bleibt er nicht. Uns bleibt der ernste Forscher, von dem wir wie Hamann von Lessing sagen dürfen: „Ich fand desto mehr Mark, Saft und Kraft in einem Manne, der selbst gedacht, und dem es ein Ernst gewesen, eine Bahn zu brechen.“

Uns bleibt der echte Dichter, dessen Seele als singende Flamme über das Heimatland zieht und nicht so bald erloschen wird. Uns bleibt — ganz unvergänglich — der wahre, gute Mensch, der einmal mehr erfüllt hat, was Gottfried Kellers Liebling Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann gesungen: Mensch, werde wesentlich, denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht!